



~~P. 11. 56~~ EX BIBLIOTH.  
NATIONIS HUNGAR.

*III. B. 33.* VITEBERG.

SIGNAT. MDCCCXIII.



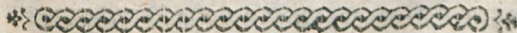
Der  
Englische Greis,

von \* \* \*



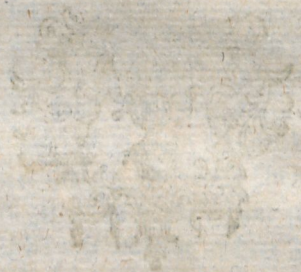
\*\*\*\*\*

Elfter Theil.



Hamburg, 1767.

Englische Grammatik



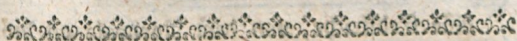
Verlag von ...

Leipzig

18...

...





Der

## Englische Greis.

Fortsetzung

### des acht und dreyßigsten Stück.

**E**ine gar zu große Ehre macht einen Menschen nicht glücklich, wie viele Leute meynen. Sie ist selten ohne Hochmuth und Eitelkeit. Es ist gewis, daß der Mensch nicht so klein ist, als sich mancher einzubilden pflegt. Er ist nach Leib und Seele, wegen des Adels der Vernunft, und nach seinem äußerlichen Zustande betrachtet, unendlich vieler Vollkommenheiten fähig. Wie viele nützliche Künste und Wissenschaften ist er fähig zu fassen und zu begreifen? Wie vieler künstlichen Bewegungen und Behendigkeiten ist sein Leib nicht fähig?

Ex 2

Alle

Alle Erdstriche, von dem Nordpole an bis an den Südpol, sind diejenigen Werkstätte, in welchen Millionen Sachen ausgearbeitet werden, die zu einer Bequemlichkeit, oder einer andern Vollkommenheit des Menschen dienen. Deswegen aber soll kein Mensch nach gar zu großer Ehre trachten, weil sie mehrentheils mit Armuth verbunden ist. Sie erweckt viel Feinde, Verfolger, Neider und Verläumber. Ein sehr geehrter Mann muß zu viel arbeiten, um seine Ehre zu erhalten. Viele Fehler, die man bey andern Menschen übersieht, macht die gar zu große Ehre zu großen Verbrechen. Ist man zu wenig geehrt, so ist man auch nicht glücklich. Ohnfehlbar ist man eine nichtsbedeutende Kreatur in der Welt, und kann die wohl glücklich seyn? Die mittelmäßige Ehre ist ein Stück der zeitlichen Glückseligkeit, und sie ist leicht zu erhalten. Wenn nur ein jeder in seiner Lebensart eine mittelmäßige Geschicklichkeit besitzt; und sonst mittelmäßig tugendhaft ist, wozu er ohnedem verbunden ist: so bleibt die mittelmäßige Ehre niemals aus. Ein Handwerksmann kann mitten in dem Umfange seines Wirkungskreises diesen Grad der Ehre erreichen. Wie  
thdricht

thörlich sind nicht die Menschen! Sie dürften nach einer Ehre, die sie entweder nicht erreichen können, oder die sie unglücklich macht, und diejenige versäumen sie, welche sie erhalten, und wodurch sie vollkommen vergnügt gemacht werden könnten.

Ferner: da der Mensch gesellschaftlich leben muß, so kann er durchaus nicht glücklich seyn, wenn er keine Freunde hat. Ich rechne zu den Freunden alle diejenigen, die uns lieben, insbesondere die nächsten Anverwandten, die Herzensfreunde und den Ehegatten. Dafür ist schon gebeten, daß uns nicht gar zu viele Menschen lieben, folglich darf man nur dahin sehen, daß uns nicht gar zu viele hassen. Ein Mensch kann also glücklich seyn, wenn ihn nur die meisten von denen, die ihn kennen und mit denen er umgeht, mittelmäßig lieben. Und das kann ein jeder Mensch erhalten. Wer in seiner Lebensart geschickt ist, wer die Tugend ausübt, und nur mittelmäßig gesellig ist, den lieben die meisten seiner Bekannten. Beleidiget er nun niemanden, so hat er entweder gar keine Feinde, oder nur wenige und keine große Feinde.

Heil denen! die sich diese aus redlichen Herzen geschriebene Betrachtung von der menschlichen Glückseligkeit zu Nutzen machen; und alles darinnen enthaltene Nützliche in ihre Herzen fassen. Wie glücklich werden sie ihre Lebenstage ablaufen sehen! Wie heiter wird ihr Gemüthe von Tage zu Tage werden! bis sie endlich zu der ewigen und unaufhörlichen Glückseligkeit in jenen himmlischen Wohnungen gelangen.

Wie freudig wird das Herz der Christen,  
Wenn frohe Ewigkeit sie tröst!



### Neun und dreyßigstes Stück.

**E**s bleibt den Stäubigen in der Sache der Religion die allerfürtestlichste und die allernützlichste Beschäftigung, die Herrlichkeit und das Daseyn des gütigen Schöpfers zu betrachten, und nichts ist ihnen wichtiger, als die unvernünftigen Einwürfe so vielerley Freydenker durch Schrift und Vernunft gründlich zu widerlegen,



legen, und ihre thörichten Meynungen zu Spotte zu machen; ihre unvergleichliche Absicht dabey ist diese, das ewige Glück der ungläubigen Gottesleugner zu befördern, und aus selbigen, Erben der ewigen Freude jener seligen Gefilde des neuen Himmels und der neuen Erde zu bilden. Ich werde jetzt einen Bissen aufsetzen, mit Erlaubniß der Thoren, die sich eine Ehre daraus machen, Religionsspötter zu heißen; denn dieser Aussatz gehöret eigentlich für sie. Ich möchte mir bald jetzt ihre Eigenschaft, die Grobheit, wünschen, weil es in dem Völkerrechte erlaubt ist, sich dererjenigen Waffen wider einen Feind zu bedienen, womit er uns zuerst angreiset.

Ich muß nur sagen wie ich denke, und ich läugne es nicht, unter allen Menschengechtern, die jemals gefunden werden können, kommen mir diese am allerlächerlichsten für. Von allen Seiten lassen sie, bey ihrer fälschlich angemessenen Größe, etwas herfür blicken, was im eigentlichsten Verstande, unter die Eigenschaften der Kleinen Geister gehöret.

Ein kleiner Geist würde dasjenige nicht seyn, was er ist, wenn er sich nicht aus einem eiteln Hochmuth schmeichelte, grösser zu seyn, als andre. Die schlechten und freyen Lebensarten, welche ein unvernünftiger Religions-spötter mit einer ernsthaften Miene ausstößt, machen die Unwissenden irren und wanken. So geht es, manche Klüglinge thun der Sache bald zu viel, bald zu wenig. So gieng es schon zu den Zeiten der Apostel, deswegen mußten sie wider dergleichen Seelenfeinde die Waffen des Lichts, und die Waffen der Gerechtigkeit gebrauchen, nach der Gewohnheit der Ebräer zu reden, und diese Waffen der Apostel waren in oder durch Gott mächtig. Ein heiliger Paulus nennt sie mächtig in Gott, nämlich: welche Gott mächtig machet, der da würet und streitet, wenn wir gleich diese Waffen anlegen. Diese mächtigen Waffen dienen zur Zerstörung derer Bestungen, derer Schlösser, Kastele, das ist, derer Dinge, welche die ungläubigen Menschen im Geistlichen zu ihrem Schutz und Hinterhalt gebrauchen, als: die menschliche Weisheit, Gelehrsamkeit, Beredsamkeit, Menschengunst, Eigendünkel, also daß sie

sie dieses alles als eine Bestung und Schanze  
 wider Gott gebrauchen, und wider die göttliche  
 evangelische Lehre damit streiten. Solche Be-  
 festigungen waren die heidnischen ungegrün-  
 deten Vernunftschlüsse und Schlussreden. Sol-  
 che falsche Schlüsse der menschlichen Vernunft,  
 welche sich theils auf Vorurtheile und irrige  
 Gründe, oder auch auf verkehrte Begierden der  
 Menschen stützten. Solche Höhen des mensch-  
 lichen Verstandes, solche verderbte Herzen, sol-  
 che verkehrte Selbstliebe verführten die Evan-  
 gelisten und die Apostel durch das göttliche of-  
 fenbarte Wort Gottes. Sie verführten sonder-  
 lich den Hochmuth derer Menschen, die sich we-  
 gen und über die natürliche Weisheit, Gelehr-  
 samkeit und Beredsamkeit erhuben, das Evan-  
 gelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu  
 geringe schätzten, den Predigern sich widersetzten,  
 die göttliche Gnade verwarfen, und sich ohne  
 heilsame Erkenntniß der Wahrheit aus eigenen  
 Kräften rathen wollten. Die Apostel bemühe-  
 ten sich, die Kräfte des Verstandes, besonders  
 die Kräfte zu urtheilen und zu schliessen, durch  
 das Evangelium von Christo Jesu zu verbef-  
 sern; sie führten gleichsam die nach dem Falle

Adams so sehr in göttlichen Dingen verberbt menschliche Vernunft, ins Gefängniß, oder in die Dienstbarkeit. Man muß merken, daß die Gefangennehmung des menschlichen Verstandes einen solchen Zustand bedeutet, da der menschlichen Vernunft ihre Freyheit zu denken durch die Kraft des göttlichen Wortes in der heiligen Schrift, und zugleich des Glaubens an Christum, also eingeschränket wird, daß sich der menschliche Verstand in Dingen, die über das natürliche Vermögen zu denken gehen, und unendlich weit übersteigen, nicht unterstehet, die Beschaffenheit und Verknüpfung derselben aus eigener Vernunft ohne göttliches Wort zu erreichen, zu beurtheilen, und vor sich zu billigen. Die gesunde Vernunft oder der menschliche Verstand, unterwirft sich den göttlichen Aussprüchen und Befehlen in denen heiligen Büchern der Bibel. Ob er schon derselben Grund und Beschaffenheit nicht begreifen kann; so nimmt der menschliche Verstand doch alles vor wahr und gewiß an, und beruhet auf dem Ansehen Gottes, seines Herrn. Eben etwa so, wie treue Knechte den Worten ihrer frommen Herren alsbald gehorchen. Das Amt derer Apostel bestand

bestand im Lehren: sie erhielten die Gabe der Antrüglichkeit, weil ihnen der heilige Geist mittheilte, was sie reden sollten. Ferner, die Gabe der Sprachen, zu weissagen, Wunder zu thun, die Macht, böse Leute dem Satan zu übergeben, daß sie mancherley Noth erführen, 1 Tim. 1. v. 20. Die Apostel wurden erst zu den Juden, hernach zu den Heyden gesendet. Paulus hatte besondere Vorzüge. Der Heyland der Menschen berief ihn nach seiner Erhöhung, Paulus that auch viele Reisen zum Besten der Christen, er litte Gefängniß, Schiffbruch, Schläge, und arbeitete mehr als andere. Die Waffen, womit die Apostel für das Evangelium und wider die Feinde desselben stritten, waren nicht fleischlich: 1) Alle hatten keine menschliche Weisheit, wenn man Paulum ausnimmt, der aber dieselbe nicht zu bessern Fortgang seines Amtes gebraucher hat. 1 Cor. 11. v. 2. 2) Sie bedienten sich nicht der Philosophie, wie sie damals gelehret wurde. Paulus disputivete zu Athen wider die Epikurer und Stoiker, er bezeuget, daß er von der heidnischen Philosophie entfernert sey. 3) Die Apostel enthielten sich der eiteln Beredsamkeit, davon

ist

ist der Brief Pauli an die Römer ein ausnehmendes Muster, ihre Beredsamkeit war göttlich und nicht eitel, oder eingerichtet, der Leute Gunst und Beyfall zu erwerben. Ihre Waffen waren geistlich: 1) die sonderbare Kraft und Wirkung des göttlichen Worts; 2) die Heiligkeit des Lebens, dadurch sie andern ein gutes Beyspiel gaben, die Zuhörer folgten ihnen; 3) waren sie gedultig und von tapfern Muthen bey aller Noth und Verfolgung, thaten Zeichen und Wunder, und zwar grössere als Christus, in Ansehung der Zahl, des Ortes, der Beschaffenheit und der Wirkung. Sie befohlen nicht nur ihren Zuhörern stets das Gebet, sondern beteten auch selbst bey jedem Vornehmen, Apostg. 6. 9. 16. Diese gedachten Waffen gebrauchten die Apostel wider die Religionspöster, wider die Feinde des Evangelii, ihre Festung zu zerstören. Unter diesen Feinden des Evangelii von Jesu Christo waren heidnische Weltweisen, welche ihren Schut in der verkehrten heidnischen Philosophie, und deren Gründen von Gott, seinem Wesen, von der Weise Gott zu ehren, die wahre Glückseligkeit zu erlangen, und in dem verderbten Bestreben der Seele, oder der leben-

Lebendigen Person, suchten. Diesen Leuten wider-  
 setzten sich die Apostel, sie widerlegten ihre  
 Abgötterey, lehrten, wie die Gnade Gottes  
 und die ewige Seligkeit in Christo zu erlangen,  
 sie zerstörten die Festungen und Schutzweh-  
 ren derer Juden. Diese Juden hatten schädliche  
 Vorurtheile von dem Messia, von dem  
 Wege der Seligkeit. Kurz, die Apostel nah-  
 men in göttlichen Glaubenssachen ihre Vernunft  
 unter den Gehorsam des Glaubens gefangen.  
 Es giebt jetzt Menschen in der Welt, welche  
 die Vernunft in Glaubenssachen ganz verban-  
 nen; andere machen sie zur Richtschnur, die hei-  
 lige Schrift zu erklären. Dergleichen Men-  
 schen sollten dieses merken: die menschliche Ver-  
 nunft ist zwar subjective blind, 2 Cor. 4. v. 4.  
 Eph. 4. v. 18. 1 Cor. 2. v. 14. Die Verderb-  
 niß aber hebet das Wesen der Seele, oder die  
 menschliche Vernunft, nicht auf. Die Vernunft  
 hat aber auch objective deutliche und gewisse  
 Grundwahrheiten. Obschon die gesunde mensch-  
 liche Vernunft die göttlichen Geheimnisse nicht  
 erforschen und beurtheilen kann, und dieselbe  
 muß gefangen genommen werden; so hindert  
 doch nichts, daß wir die göttlichen Geheimnisse  
 als

als vollkommen wahr und gewiß nicht annehmen sollten. Alle göttliche Geheimnisse sind über, aber nicht wider die gesunde menschliche Vernunft, denn Gott ist sowohl der Urheber der gesunden Vernunft, als der hohen göttlichen Geheimnisse. Die heilige Schrift und die christliche Religion kann ihrer Natur nach nicht ohne Geheimnisse seyn, und diese Geheimnisse gründen sich auf das göttliche Zeugniß.

Die mehresten Religionspötter unserer allerheiligsten christlichen Religion, sind hochmüthige Menschen, sie schmeicheln sich, größer als andre Leute zu seyn; man findet diesen eiteln Hochmuth, in einem vorzüglich hohen Grade bey ihnen. Sie sind so dreiste, und unterstehen sich, eine Grundwahrheit für eine Unwahrheit zu erklären, die seit sechstausend Jahren durchgängig für einen allgemeinen Satz gehalten worden ist. Die Religionspötter geben dadurch zu verstehen, daß sie alle diejenigen für unweise halten, die in einer so langen Zeit dieser Wahrheit beygepflichtet haben. Noch mehr, sie legen an den Tag, daß sie alle die



die Ueberzeugungen für thörichte Einbildungen ansehen, auf welche sich der Beyfall gegründet hat, den alle diese großen Leute der erwähnten Grundwahrheit gegeben haben. Der Satz, den die Religionspötker anfechten, betrifft das Daseyn Gottes, und die demselben schuldige Verehrung.

Wir wollen die Sache etwas genauer betrachten. Was das erstere anbetrifft, so sind sie kühn genug, die Vernunft zu einer Lügnerinn zu machen. Sie schämen sich selbst, so frech zu lästern, und läugnen lieber, daß die Vernunft einen Gott einsehe. Man kann leicht denken, daß sie Schlupfwinkel und Ausflucht suchen müssen. Wir wollen sie in denen selbst auffuchen. Was ihr ein Ringeben der Vernunft nennet, sagen sie, das rühret von nichts anders her, als von läppischen Erzählungen, oder von einer abergläubischen Erziehung. Wir wollen uns stellen, als ob wir beynähe glaubten, um einen Spaß mit ihnen zu haben. Wir wollen sie bitten, daß sie uns folgendß überzeugen. Nun liegt ihnen ob, uns den Erfinder dieser Fabel bekannt zu machen.

machen. Eine einhellige Stimme wird Mosen dafür ausgeben. Gut, lebten aber vor Mose keine Menschen? Sind keine Menschen möglich, auf welche die Erzählung Mosi wahrscheinlicher Weise nicht gekommen ist?

Die Erfindung und Ausbreitung einer Unwahrheit findet allemahl Widerspruch. Es würden sich gewiß eine große Anzahl Menschen den Lügen dieses Mannes widersezer haben. So wohl als Mose seine Erzählungen schriftlich aufgesetzt hat, so wohl würden sie dieses auch gethan haben. Die Wahrheit findet allemal unter dem billigen Theile der Menschen mehrere Anhänger, als der Aberglauben, und diese billigen Gegner des Moses würden nicht zugegeben haben, daß die Schriften, die wider ihn ergangen wären, nicht auch hätten auf die Nachkommenschaft gebracht werden sollen. Wo sind aber diese Schriften hin? Oder ist damals alle Welt so leichtgläubig gewesen, daß sich ein einziger Mann hat unterstehen dürfen, ihr ein Joch über den Hals zu werfen; ein Joch, was noch dazu mit gewissen Ungemächlichkeiten verknüpft war? In der That, man brauchet eben  
kein

kein tiefes Nachdenken, wenn man aus diesem Grunde die Lästerung von Mose ablehnen will.

Es lebten aber ja noch andre Völker ausser den Juden, die so weit von ihnen entfernt waren, daß die Fabeln dieses Häufleins sich ihres Beyfalls nimmermehr würden getrösten können.

In den übrig gebliebenen Stücken von den Schriften des Pythagoras kann man gar deutlich lesen, daß dieser Mann die Wahrheit von dem Daseyn eines höchsten Wesens erkennen mußte. Sokrates, Plato, und andre griechische Weltweisen, geben dieses auch mit untrüglichen Kennzeichen an den Tag. Das Licht der römischen Weltweisheit, Cicero, nimmt die Meynung von dem Daseyn Gottes, als eine schon längst bekannte Wahrheit an. Ganz Asien, ganz Rom, war in den ältesten Zeiten davon überzeugt. Die wilden Scythen, die in den Gegenden wohnten, die man damals für ungeschickt hielt, so biegsame Gemüther herfür zu bringen, als andere Weltörter, glaubten gleichwohl einen Gott. Ja alle diese Völker thaten derjenigen Sache zu viel, der unsre witzigen Herren zu wenig

D y

wenig thun. Sie theilten die göttliche Gewalt unter viele ein. Wir wiederholen nochmals, daß es unvernünftig scheine, den angezeigten Leuten und Völkern ein heimlich zu denkendes Wesen beyzumessen.

Endlich darf man nur in den neuern Zeiten die Völker ansehen, deren Aufenthalt, unter den entferntesten Zonen, (oder Erdstrichen,) uns vor nicht gar zu langer Zeit bekannt geworden ist. Sie glaubten Götter. Das ist, diese Völker waren überzeugt, daß ausser ihnen noch etwas höheres sey. Sie hielten dieses Etwas für den Ursprung ihres Seyns, und für den einzigen Beschirmer ihrer Wohlfahrt. Woher mußte diesen armen Wilden eine solche Weisheit kommen? War unter ihnen vielleicht auch einmal ein lügenhafter Moses? Wo ist er zu ihnen gekommen? Da er so leicht Glauben fand, warum hat er nicht andre Dinge aus der jüdischen Religion mehr mit zu ihnen hinüber genommen? Gott! daß man sich doch Ausflüchte machen kann, die so nichtig sind! Werden nicht diese unauf löslichen Zweifel alle mit einem gehoben werden; man darf nur zugeben, daß die  
 Natur

Natur das Daseyn Gottes lehre; wäre die Vernunft diesem Sage zuwider, o er würde gewiß mehrern und ge gründetern Widerspruch gefunden haben, ehe man ihn hätte lassen allgemein werden.

Die Erziehung kann aus eben diesem Grunde keine Mutter der allgemeinen Lehre von dem Daseyn Gottes seyn. Ist diese Lehre von dem ersten Menschen erdichtet, und auf seine Nachkommen fortgepflanzt worden, so ist es möglich: allein dieses können und wollen unsere Gegner nicht zugestehen. Es ist ihnen zu viel daran gelegen, daß sie Menschen erdichten, die in den allerältesten Zeiten gelebet haben, ohne einen Gott zu glauben. So muß diese Erfindung und die Fortpflanzung wenigstens nicht viel älter seyn, als vier tausend Jahre. Damals aber war die Welt schon unglaublich bevölkert. Wie konnte es denn möglich seyn, daß um die damalige Zeit, alle Häupter der Geschlechter sich berebet hatten, einen und eben denselben Aberglauben fortzupflanzen? Waren die gemeinen Leute unter ihren Haufen nicht auch in ihren ersten Glauben verlieset, wie man

siehet, daß in den heutigen Zeiten von dem Pöbel hartnäckig bey allen Meynungen und Gebräuchen gehalten wird, die ihnen gleichsam erblich geworden sind? Waren so viele hundert Menschen etwa leichter unter einen Hut zu bringen, wie bey uns manchmal etliche wenige Köpfe? So leidet auch dieser Einwurf seinen gewaltigen Abgang.

Wie aber, wenn wir die Reliaionspöster, von welcher Art sie auch sind, und die Gottesläugner, als solche Personen ansehen, die ihre ungegründeten Meynungen nur zum Scherze vertheidigen, in der That aber, alles sich selbst gemachten Zweifels ungeachtet, einen Gott denken? Wo sind sie, oder nach ihrer Sprache zu reden, wo sind ihre Maschinen hergekommen? Geboren: schreyen sie. Wer hat diese Geburt veranstaltet? ein Zufall, der nun so und nicht anders durch die Natur wirkt. Wer hat aber diesen Zufall, in die Unendlichkeit hinaus zu denken, endlich einmal seinen Anfang nehmen lassen? Wer hat ihre Maschinen aufgezogen? Denn, damit wir bey dem Gleichnisse bleiben, keine Maschine kann durch sich selbst beweget werden,  
ohne

ohne einen Urheber zu haben. Hier werden die grossen eingebildeten Weisen zu dem Schweigen gebracht seyn. Noch mehr, wenn sie keinen Gott glauben, warum fürchten sie sich? Es mag donnern und blißen, es mag die Erde beben, es mag das ungestüme Meer und die erstaunendsten Windstürme, und die Wasserwellen brausen, sie mögen in Gefahr seyn, sie mögen dem Tode nahe seyn, und so weiter u. regieret ein blinder Zufall dieses Ganze, bestehet die ganze Welt, nach ihrer Meynung, ohne Zuthung eines höchsten Wesens, so ist ihre Furcht lächerlich oder überflüssig. Noch eins: Warum erschrecken sie so für dem Tode? für dem Grabe? für der Verwesung? Ist nach ihrer thörichten Meynung, kein Gott, so könnten wir diese zerbrechliche Maschine selbst vernichten, die uns öfters so viel Ueberlast anthut.

Soll ich meine offenherzigen Gedanken sagen, so halte ich die eigentlich im strengsten Verstande so genannten Gottesläugner für Menschen, die gern etwas sagen wollen, ohne recht zu wissen was? Oder für Leute, die einmal im Trunke etwas gesagt haben, und ihre abgeschmackten Meynungen nüchterner Weise verfechten

fechten wollen. Die etwa gern durch einen Spaß groß seyn wollen, ihren Scherz aber so unrecht angreifen, daß sie anfangen mit Gott zu spielen.

Dennoch aber müssen wir diesen Leuten antworten. Sie möchten sonst jauchzen, als ob uns auch ihr Scherz ein Schrecken einjagen könnte. Es dürften sich auch wohl gar unter dem Pöbel solche Menschen finden, die unser Stillschweigen für eine Schutzschrift ihrer guten Sache ansehen könnten. Nein, nein, wir wollen für die Sache Gottes streiten, und wir wollen nun auch die Gründe prüfen, die unsere Gottesverächter wider den Dienst einwenden, den man dem unsichtbaren majestätischen Gott leistet. Gewiß, ihre Gründe stehen allseits auf schwachen Füßen.

Die Gottesverächter sagen zuvörderst, der Dienst des höchsten Wesens sey nur in der Einbildung, nicht aber in der Natur gegründet. Ich wundere mich in der That, über eine solche Unverschämtheit, die gar kein Zeichen einer guten Sache ist. Alle Völker, zu allen Zeiten, an allen Orten, so sehr sie auch ihrer Gemüthsart nach von einander unterschieden waren, sind doch  
in



in einem wesentlichen Stücke mit einander überein gekommen. Sie waren innerlich überzeugt, man sey verbunden, den höchsten Schöpfer zu verehren. Sie legten diese Ueberzeugung, die in ihren lebendigen Personen allein vorgieng, durch gewisse äusserliche Uebungen an den Tag. Die neuen und die alten Reisebeschreibungen, so wohl in die Morgenländer, als in die westlichen Gegenden, reden von Priestern, Altären, Opfern und Tempeln. Alle Völker, die in dem Begriffe von der Gottheit so unterschiedliche Meynungen hegen, empfinden für dasjenige, was nach ihren Gedanken Gott ist, eine ungemeine Ehrfurcht und Demuth.

Wer würde auch einen Gott, einen Schöpfer und Erhalter dieser ganzen sichtbaren Welt, oder dieses Ganzen, einen obersten Gesetzgeber, denken können, ohne zugleich einzusehen, daß alle diese Eigenschaften ehrerbietige Dankbarkeit erfordern?

Ich bin so sehr von der guten Sache des Dienstes Gottes überzeugt, daß ich keinem Einwurfe nur die geringste Stärke zutraue, der überhaupt dawider erregt werden kann.

Doch unsre Gegner sind einmal darinn verliebet, unvernünftig und unbillig zu seyn; da sie also nicht weiter kommen können, so ziehen sie in ihrer völligen Stärke wider diejenige Art des Gottesdienstes zu Felde, die wir beobachten. Unser Gottesdienst soll kindisch und unüberlegt seyn.

Nun gebe ich einem jeden vernünftigen Menschen zu bedenken, ob er etwas eitles darinnen sehe, wenn wir sagen, man müsse Gott in einem demüthigen und gläubigen Gebete und Flehen verehren; wenn wir behaupten, es sey bey diesem Gebete nöthig, daß man ein vestes Zutrauen auf eine besondere Güte Gottes setze. Soll etwa die Uebereilung darinnen stecken, daß wir einen unsichtbaren Gott anbeten, so muß in der That erst bewiesen werden, daß unser unsichtbarer Gott unser Gebet nicht hören könne. Wir werden aber einen gegründeten Beweis davon vielleicht ewig vergebens erwarten.

Die witzigen Herren würden noch eher Ursache haben zu spotten, wenn unser Gottesdienst in Opfern bestünde. Sie würden sagen können, es sey lächerlich, ein Wesen, das über alle Materie unendlich erhaben sey, durch körperliche Dinge zu ehren, oder durch das Blut geschlach-

teter

teter Thiere zu versöhnen, welche ohnedem zu einem gewaltsamen Tode bestimmet sind, um die Nahrung der Menschen zu seyn. Gleiches Recht würden sie haben, wenn wir die Verehrung und Anbetung Gottes durch viele Umwege zu bewerkstelligen suchten. Wir bahnen uns den Zugang zu Gott, durch einen göttlichen Mittler, durch dessen unendlich vollgültiges Verdienst wir wieder mit Gott durch Gott selbst vor unsere Sünden unendlich versöhnet worden sind, weil wir uns im Glauben an sein vollkommenes Thun und Leiden halten, und dieses uns Gläubigen von Gott zu unserer Gerechtigkeit zugerechnet wird; der Gottmensch ist, und für alle sündige Menschen sein Blut am Stamme des Kreuzes vergossen hat, und damit vor alle Sünden der ganzen Welt, keine ausgenommen, den unendlich beleidigten Gott mit allen Sündern wieder versöhnet hat. Dieses kann gar nicht wider die gesunde Vernunft seyn, indem selbst der große Atheniensische Philosoph Plato, und andre heydnische Philosophen, jedoch in dunkeln und verworrenen Begriffen, auf gewisse Maasse einen Mittler erkannten, der aus Gott gekommen sey.

Soll etwa die Eitelkeit unsers Gottesdienstes in den natürlichen Folgen desselben bestehen, so können wir auch in diesem Stücke über das Recht jauchzen, was unsere allerheiligste christliche Religion für ihren Widersachern behält. Wir werden vermöge derselben zu guten Bürgern gemacht, ja ich wollte beynah noch mehr sagen, wir werden wahrhaftige Menschen, weil wir gläubige Christen sind.

Man werfe einmal unser Lehrgebäude über den Haufen. Gott soll nicht mehr der allerhöchste Befehlshaber seyn. Die Belohnungen in denen ewigen Hütten und die Strafen nach dem Tode sollen ein Geschwätze heißen. Ein jeder Mensch soll Macht haben sich selbst ein Religions- und Lebenssystem zu erkiesen. Welch eine artige Welt! Das Gewisseste würde seyn, daß wir so viel Könige haben würden, als wir lebendige Menschen haben: Denn das Regieren würde Jedermann, und das Unterthänigseyn keiner lebendigen Seele anstehen. Ferner, Mord und Todschlag würde bey uns so gewöhnlich seyn, als Essen und Trinken. Unser Eigenthum würde von der Gürtigkeit unserer Nachbarn ein Lehn seyn;

seyn; und nur so lange würden wir es besitzen können, als sie wollten. Unsere Väter und unsere Söhne zu kennen, wäre gar unmöglich. Kurz, Sodom und Gomorrha würden, gegen uns zu rechnen, noch Muster einer wohlgerichteten Policy abgeben.

Wie unvernünftig wäre es, einen Gottesdienst abzuschaffen, der uns für dergleichen Unwesen bewahret!

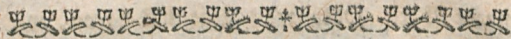
Lasset uns aber nun auch noch das Recht betrachten, mit welchem unsere Gegner über die Religion spotten. Wolten sie uns bloß nach den Befehlen der Höflichkeit begegnen, so sollten sie damit an sich halten. Gesezt unsre Meynung wäre falsch, so muß es doch in der That einem ehrlichen Manne nicht gleichgültig seyn, wenn ihm jemand in einer großen Gesellschaft, wegen einer bisher gehegten Unwahrheit, mit den bittersten Vorwürfen begegnet. Wie viel unhöflicher handeln aber unsere Spötter, da sie der ganzen Welt, und darunter so vielen hohen und weisen Leuten öffentlich unter die Augen sagen, daß sie Thoren sind. Sind wir unrecht, so widerlege man uns gründlich, man verspötte uns aber nicht. Dieses muß uns nothwendig aufbrin-

aufbringen, da uns jenes vielleicht den rechten Weg weisen würde. Vielleicht aber ist eine gründliche Widerlegung unmöglich; so muß man zu dem letztern seine Zuflucht nehmen, weil man sich einmal fürgenommen hat zu reden.

Wer verbindet aber diese Leute uns zu be-  
lehren? Wollen sie, die Religionspöster, wi-  
der alle Vernunft und Gewohnheit der Völker  
leben, so leben sie nach ihren Begriffen, in so  
fern sie dem gemeinen Besten unschädlich sind.  
Sie erlauben es aber auch uns, so zu verfahren,  
wie wir glauben. Wer hat ihnen den Beruf  
gegeben, sich zu unsern Lehrern aufzuwerfen?  
Ihr Gewissen: Es hat sie wahrlich zu etwas  
unmöglichem berufen. Sie, als einzelne Perso-  
nen, werden nimmermehr die billigen, geprüften  
und mit tausend Gründen unterstützten Sätze  
ganzer Landschaften und Nationen über den Hau-  
fen stoßen. Was liegt ihnen daran, uns zu  
bessern, wenn Gott kein ewiger Belohner des  
Guten ist, wenn kein Leben nach dem Tode ist,  
wenn wir hinfahren wie das Vieh, wenn keine  
Auferstehung unserer verstorbenen Leiber ist,  
wenn kein ewiges Leben durch die göttliche All-  
macht

macht ist zc. Ober was liegt uns daran, wir  
 irren allemal mit glücklichem Erfolg, als sie.  
 Verfahren wir in unserm aufrichtigen Dienste  
 Gottes nach falschen Grundsätzen, so kann uns  
 der Gott, der nichts ist, in dem Leben das nicht  
 ist, auch nicht strafen: und wir werden uns  
 keinen Vorwurf machen können, daß wir nicht  
 gelebet haben wie das unvernünftige Vieh, wenn  
 wir nach dem Tode nicht mehr seyn werden.  
 Irren wir nicht, so erhalten wir was wir su-  
 chen, und thun was wir thun sollten. Irren  
 sie aber, so fürchte ich, die Strafe des wirklich  
 vorhandenen Gottes, den wir als gläubige  
 Christen nach der heiligen Bibel ehren, werde,  
 in dem wahrhaftig angegangenen ewigen Le-  
 ben nach dieser Zeitlichkeit, diejenigen Menschen,  
 die seine Ehre verlästert haben, mit wirklichen  
 Strafen belegen. Ueber wen wollen sie sich  
 hernach beklagen: über Gott, den sie wider alle  
 mögliche Gründe lästern; oder sich selbst, die  
 sie bey so vielen göttlichen Wahrheiten in dem  
 Irrthum geblieben sind?

Vier:



## Vierzigstes Stück.

Es ist und bleibt eine gewisse Wahrheit, daß man die Bücher stille Lehrer nennen kann; denn sie sind es, die uns sehr oft unterrichten, und es ist bekannt genug, daß die Gelehrten ihre Bücher insgemein todte Redner nennen. Doch diese sind es jetzt nicht, die ich dießmal zu Lehrern bestimme. Ich will ins Reich der Natur gehen; dieses grosse Buch ist beständig aufgeschlagen, und wir vernünftigen Menschen mögen lesen auf welcher Seite wir wollen, so werden wir allemal Glaubenslehren und Lebenspflichten darinnen finden. Wir müßten niemals das erste Kapitel des Briefes Pauli an die Römer und die Davidischen herrlichen Lieder gelesen haben, wenn wir nicht erkennen wollten, daß die Geschöpfe Staffeln zu Gott sind. Sie beweisen nicht allein das Daseyn eines unendlichen, gütigen und gnädigen Schöpfers, sondern die Kreaturen flößen uns auch die edelsten Begriffe von den göttlichen Eigen-



Eigenschaften ein. Wer kann die Heere ungezählter Sterne, die glänzende Sonne, den scheinenden Mond betrachten, ohne mit dem Könige und Propheten David zu sagen, daß muß ein großer Herr seyn, der dieses alles gemacht hat. Auch die vernünftigen Heyden, die nichts vom Glauben an den göttlichen Mittler wußten, erkannten aus dem künstlichen Baue des Himmels und der Welt, daß ein Gott seyn müsse. Wer kann die elendeste Made und Wurm auf dem zitternden Blatte eines Baumes betrachten, ohne zugleich die Weisheit und Güte des großen Schöpfers zu bewundern; der seine Allmacht und Kunst bis zur Erbauung eines so schwachen, und den Menschen verächtlichen Thierchens herunter läßt; und auch diesem Vieh sein Futter giebet. Ein Baumblatt, das wir mit Füßen treten, wird diesem kriechenden Wurme zum Pallast, Schlafgemach und Speisefsaale. Gott sendet einen kleinen Westwind, so fällt diese lebende Kreatur mit ihrem Pallast zur Erden. Eine kleine Sache vor unsern Augen; allein braucht Gott wohl etwas mehr als ein Allmachtswort, den so schönen Erdball, den wir bewohnen, und den so prächtigen Himmel,

der

der uns bedeckt, zu zerschmettern? Noch lange nicht so viel, als diese Made, dieser kriechende Wurm gegen uns ist, sind wir im Verhältnisse des ganzen Weltgebäudes. Und dennoch ist dieses unermessliche und fürtreffliche Weltgebäude in der Hand Gottes nicht beträchtlicher als der Thon in der Hand des Töpfers. Eine Betrachtung, bey der sich unsre Gedanken verkehren, wenn wir nachspüren, und zu welcher uns ein verachteter Wurm gebracht hat.

Wer wollte noch läugnen, daß die Natur unsre Lehrmeisterinn sey? Ich würde mich in ein weites Feld verirren, auf welchem ich mich nicht so leicht finden würde, wenn ich mehr Exempel anführen wollte; zudem, so haben schon Heiden und Christen genung die Worte Davids weisläufiger ausgeführt: Die Himmel erzählen deine Ehre, und die feste verkündigen deiner Hände Werk; wodurch die Allmacht des unsichtbaren und unbegreiflichen Gottes verstanden wird. Ich hielt es aber dennoch vor nichts überflüssiges, die Leser dieses Stückes an eine Betrachtung zu erinnern, die eben, weil sie so natürlich und leicht ist, unsrer Aufmerksamkeit

samkeit sehr leicht entwischen kann. Nicht  
 blos zur höhern Erkenntniß, sondern auch zur  
 Verbesserung des Lebens bahnt uns die Natur  
 den Weg. Wir sehen, daß alles in dieser Welt  
 vergänglich ist, und daß wir selbst nach und  
 nach zu unserer Verwesung eilen; die Kindheit  
 wird von den Jünglingsjahren abgelöset, und  
 so wechselt das männliche Alter bis zu den spä-  
 resten Jahren, und diese alsdenn mit dem Tode  
 ab. Die abfallenden Blätter der Bäume leh-  
 ren uns an den Winter unsrer Jahre frühzeitig  
 zu gedenken, und befehlen uns, die Früchte der  
 Jugend und Weisheit in den ersten Altern des  
 menschlichen Lebens einzuernden. Kann wohl  
 ein Hausvater einem unnützen und verdorrtten  
 Baum das Urtheil sprechen, ohne daran zu ge-  
 denken, daß er im Garten Gottes, wenn Gott  
 mit ihm ins Gericht gehen wollte, eben so un-  
 nütze sey? Kann er ein krumm gewachsenes  
 Bäumgen gerade beugen, oder einen schon ver-  
 härteten krummen alten Baum sehen, ohne  
 dabey den Schluß zu machen: so muß man die  
 menschlichen Gemüther in der Jugend beugen?  
 Die heiligen Bücher sind voll von solchen Stel-  
 len, wo von Dingen im Reiche der Natur auf

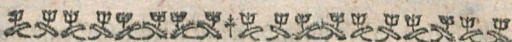
die Sitten der Menschen geschlossen wird. Sehen wir vollends ins Reich der Thiere, so wird manches unvernünftiges Thier unser Sittenprediger werden. Der Kranich an Wachsamkeit; der Hund beschämt uns an Treue; der seinem Schöpfer lobsingende Vogel an Zufriedenheit und Dankbegierde. Und endlich müssen wir bekennen: Ein Ochs kennet seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn.

Wenn man nun nachspüret und fragt: woher kommt es aber, daß so wenig Menschen durch die lehrreiche Natur gebessert werden? Woher kommts, daß neun hundert und neun und neunzig Theile der Menschen den Himmel und die Herrlichkeit Gottes in den Wolken ansehen, ohne etwas anders, als ein gemahltes und vergoldetes Gewölbe, zu gedenken? Ich rede die Wahrheit, wenn ich die ganze Schuld dieser sichtbaren Blindheit auf diejenigen werfe, welche die Jugend bilden, und die Herzen der Menschen bessern sollen. Es ist beweinenswürdig, wenn man sieht, daß die meisten Lehrer meynen, daß wenn das gemeine Volk den Catechismus auswendig kann, so weiß es genug:

genung: laßt uns dieses arme Volk zur Natur in die Schule führen. Sie bietet sich mit durchdringender Stimme zum Lehrer an, und der Sinn des Geistes Gottes bestätigt sie in ihrem Lehramte. Wie kann man aber einen Lehrer auffuchen und Zutrauen zu ihm haben, wenn man ihn nicht kennt? Defnet also, ihr Blätter dieses Buches, diesen Blödsichtigen das Buch der Natur. Lehrt sie das Geheimnißvolle, das Unermeßliche, das Ordentliche in derselben kennen, so werdet ihr sie zu einem vernünftigen Gottesdienste gewöhnen, so werdet ihr diese, so wir vor blödsinnige Leute halten, menschlich denken lehren. Wie mancher Ackersmann wird alsdenn ein Auge auf seine Handhierung und das andre gen Himmel richten, und ein fleißiger Beter werden; welches auch sehr nöthig und die Macht eines Gläubigen ist, wenn die Innbrunst des Herzens dabey ist. Wie mancher Stolzler wird gedemüthigt werden, wenn man ihm aus der Größe des sichtbaren Weltgebäudes beweiset, daß er im Verhältnisse gegen dasselbe kaum so viel gelte als eine Schnecke gegen den Pallast, in welchem ihr Wohnhaus verschlossen ist. Anstatt deutliche Schriftstellen

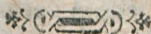
durch eigenmächtige Erklärungen verworren zu machen; anstatt wider Irrthümer zu streiten, an die unsere Zuhörer nicht denken würden, wenn wir sie nicht nannten, laßt uns das, was wir mit sehenden Augen nicht kennen, erklären; wir dürfen nicht vom Zenith (oder vom Scheitelpunkte in der Astronomie,) und Nadir, (oder vom Fußpunkte am Himmel, der gerade dem Wirbelpunkt über uns entgegen gesetzt ist,) nicht vom Magistro Matheseos reden, und können doch unsern Schülern mit deutlichen Worten natürliche Weltweisheit und Aufmerksamkeit auf den gestirnten Himmel beybringen. Wie manches Loblied wird alsdenn andächtig mehr gesungen werden? Will unser Heyland mit seinen Zuhörern recht deutlich reden, so führt er sie ins Reich der Natur und lehret sie vom Sichtbaren auß Unsichtbare schlüssen. Warum folgen wir nicht diesem himmlischen Lehrmeister in seiner Lehrart nach? Welcher Vortrag kann überzeugender und der Menschlichkeit natürlicher seyn? Nur muß man sich bey dieser Methode vor allen dunkeln und gekünstelten Ausdrücken hüten; es wird sich also die Anwendung dieser Lehrart meines Erachtens  
am

am besten in die unentbehrlich nöthigen Examina oder Kinderlehren schicken. Eine Hinderniß des Lehramtes, das die Natur über sich nimmt, ist die Geringschätzung der Creaturen. Diese gründet sich auf das schädliche Vorurtheil, als wenn eine Menge Geschöpfe, wo nicht schädlich, doch unnütze und überflüssig wären. Dieses muß man den Menschen zu benehmen suchen; man muß, so viel sich es thun läßt, zeigen, daß eine Creatur zum Dienste der andern erschaffen sey, und daß auch die kleinste unter allen uns zum Lehrer werden könne: man muß es niemals dulden, daß die Jugend tyrannisch und verächtlich mit einer lebenden und leblosen Creatur umgeht. Es ist dieses sonderlich eine Hauptpflicht derer, die im geringsten Verstande Aufscher oder Hofmeister genennt werden, ihre Schüler schon in den zarten Jahren der Jugend zum Erkenntniß Gottes aus der Natur, und zu Beobachtung ihrer Pflichten gegen denselben anzuführen. Solche Bemühungen werden allezeit mit vielem Segen begleitet werden, und der Nutzen davon wird fürtrefflich seyn.

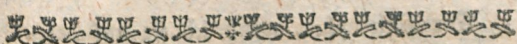


## Ein und vierzigstes Stück.

**E**in Mann, der keinen Gott gleich andern finden  
 wollte,  
 Ein schwacher großer Geist, war durch des Fiebers  
 Brand  
 Auf's Krankenbett dahin gerissen.  
 Schon fühlt er tödtend Gift in seinen Adern kießen:  
 Er, der nunmehr die Welt verließen sollte:  
 Er fühlt und winkt mit zitternd welker Hand  
 Dem Priester, welcher ihn bekehren wollte,  
 Und spricht: Mein Herr, die Kirche sey mein Erbe!  
 Und röchelnd haucht er aus: Ach Gott, ich sterbe!  
 Wer zwange den, der keinen Gott erkennt,  
 Daß sterbend er den Schöpfer nennt?  
 Gab er ihm selbst die Ueberzeugungstrieb,  
 Daß der ihn noch erbarmend liebe,  
 Den er bis in den Tod entehrt?  
 Wer das mich fragt, ist keiner Antwort werth.







## Zwey und vierzigstes Stück.

Daß die mehresten Menschen keinen Unterscheid von der heidnischen und von der christlichen Philosophie zu machen wissen, lehret die Erfahrung noch immer, obgleich dieser so nöthige Unterscheid stets muß gemacht werden: und so selten die Selbsterläugnung unter den Menschen ist; so allgemein scheint sie uns alsdann zu seyn, wenn wir die mancherley Urtheile, welchen sich die Philosophie unter den Bürgern dieser Welt unterwerfen muß, in eine kleine Erwegung ziehen. Bald ist die Weltweisheit eine Grillenfängerey, bald eine gefährliche Lehre; bald eine Quelle alles Uebels; und kurz zu sagen: Wäre die Philosophie nicht in der Welt, so würde ein ganz anderer Zusammenhang der Dinge hier statt finden. Wie oben gesagt: Man vergift stets, daß zu den Zeiten der Apostel eine heydnische Philosophie war, und in unsern Tagen nur die christliche seyn soll; zum wenigsten nur seyn sollte.

Die Philosophie, wenn ich sie auf derjenigen Seite betrachte, auf welcher sie ihre Feinde zu schildern gewohnt sind, kommt mir fast eben so vor, als der bekannte Niemand, auf welchen viele Verbrechen geschoben werden. Ist ein Uebel in der Welt: so hat solches die Philosophie gethan. Hat ein Gelehrter noch keine Bedienung, wie er sich wünschet: so muß die Philosophie das Hinderniß an seinem Glücke seyn. Entsteht eine Aneinigtheit in den Lehren: so ist die Philosophie die Stöhrerin des Friedens, und man hält sie für den allgemeinen Zankapfel, den ein ungünstiges Geschick in die Welt geworfen hat. So sehr ich unter diesen Umständen die arme Philosophie bedauere: so sehr muß ich mich über die Menschen verwundern, welche diese Wissenschaft auf eine so barbarische Weise verfolgen.

Die Eigenliebe ist ja von je her die Schoosneigung der Sterblichen. Warum sieht man denn da eine Unternehmung, welche diesem Affecte ganz und gar zuwider ist? Aber vielleicht betrüget mich meine Meynung. Ich habe bis daher immer gedacht, die Philosophie, wenn sie  
in

in ihren Schranken bleibt, verbessere den Verstand; sie mache den Willen geschickt, ein wahrhaftes Gut zu erwählen. Sind denn dieses nicht Vorzüge, auf welche sich ein Mensch etwas einbilden kann? Ein aufgeklärter Verstand, ein weiser Wille, das müssen ja Vollkommenheiten seyn, die einem jeden Ehre bringen. Aber wie die Erfahrung lehret: so hat es der Mensch nach dem jetzigen Zeitpunkt schon so weit in der Verläugnung sein selbst gebracht, daß er gar nicht auf diese Vorzüge achtet. Er siehet diese Vollkommenheiten als Scheingüter an, und erwählet lieber ein Narzissus-Gesicht zu dem Stoff seines Ruhmes. Goldene Vollkommenheiten dünken ihm mehr einer Ehre würdig zu seyn, als solche Pedantereyen, welche nur für diejenigen geböhren sind, denen die Geburt, die Natur oder andere Gottheiten dieser Welt nicht günstig waren.

In wie weit nun die Klagen der Menschen über die Philosophie Grund haben, davon will ich nicht urtheilen; sondern meine Leser sollen alsdenn Schiedsrichter seyn, wenn ich ihnen die Beschwerden eines gewissen Menschen, wel-

che er wider die Philosophie zu Markte bringet, erzehlen werde.

Ein gewisser Gelehrter, der auf der Kandidatenbank schon fast grau geworden ist, befand sich in einer Gesellschaft. Seine Gesichtsmienen entdeckten schon so ziemlich seinen Gemüthszustand zum voraus; denn sie waren finster und seine Augen trübe. Es schien, als drückte ein harter Stein sein Herz, den er loszuwälzen Gelegenheit suchte, und eben in dieser Gesellschaft erlangte er, wornach er längstens seufzte.

Von ohngefähr kam die Unterredung auf die Gelehrsamkeit, und dieses war der angenehme Punkt, welcher unserm unzufriedenen Herrn den Mund eröffnete. Bis hieher war er ganz stille, und es dünkte mich, als wenn er nur seine lebendige Person der Gesellschaft zum Beschauen dargestellt hätte; aber jetzt machte ein Seufzer den Anfang seiner Rede, und mit diesem vereinigten sich folgende Worte: Ach! die Zeiten werden von Tage zu Tage schlimmer und schlechter; die Welt wird immer ärger. Es kann kein ehrlicher Mensch mehr fortkommen, und dieses macht die verführerische Philosophie. Ehedem war es genug, ein Gelehrter zu heißen  
wenn

wenn man seine vier Jahre auf der Akademie zugebracht hatte. Aber in unsern Tagen ist es nun ganz anders. Man will nicht nur haben, daß man seine Sachen wisse; man fordert nun von einem jeden, daß er die Ursachen der Dinge kenne; daß er wisse, wie eines aus dem andern folge.

Ich will mich gar nicht rühmen; aber das muß ich doch sagen: Ich habe Fähigkeit und Fleiß genug gehabt, um ein Gelehrter zu werden. Ehe ich noch auf die Akademie zog, legte ich eine Probe meiner Geschicklichkeit ab. Ich hielt mit vielem Beyfall eine Rede: de octo Partibus Chriæ aphthonianæ earumque laude &c. und als ich meinem Herrn Scholrektor ein paar Dukaten für seine Bemühung überbrachte, versicherte er mich so ziemlich, daß aus mir ein großes Licht in der gelehrten Welt werden würde. Der Mann mußte es doch verstehen?

Auf den hohen Schulen setzte ich meinen Fleiß fort. Ich hörte keine Logik, keine Metaphysik. Diese setzte ich bey Seite. Ich erwählte eine weit gründlichere Gelehrsamkeit. Ich hörte des Tages vier Collegia, und zu Hause prägte ich meinem Gedächtnisse alles dasjenige ein,

ein, was mein Collegenbuch und meine Hefte in sich faßten. Meine Füße können Zeugen seyn, wie oft ich meine Stube auf- und abgegangen bin, bis ich ganze Bücher auswendig gelernt habe. Die übrige Zeit widmete ich meinen Collekaneen, die ich mir aus unterschiedlichen Predigtbüchern gesammelt hatte. Wenn ich eine Predigt zu halten habe, so zergliedere ich nicht erst meinen Text; das sind Weitläufigkeiten, mit welchen man sich nur aufhält. Nein. Ich suche die Stelle in meinem Collekaneenschafe auf; schreibe die unterschriebenen Anmerkungen zusammen; dann bin ich fertig, und habe dabey noch diesen Vortheil, daß niemand meinen Vortrag tadeln darf, weil ich alle meine Worte mit der gehörigen Autorität unterstützen kann.

Nun schliessen sie, werthe Gesellschaft! wie unverantwortlich es ist, daß man mir keine Bedienung anvertraut. Aber was ist Schuld daran? Die Philosophie ist es. Denn ohnlängst mußte ich mich bey einem Examine, eines zu erlangenden Dienstes wegen, stellen. Man fragte mich unterschiedliches, und ich konnte allezeit antworten. Aber da man die Ursache von mir

mie verlangte: warum die Dinge, die ich her-  
sagte, so und nicht anders seyn könnten; so  
musste ich freylich schweigen, weil ich mich auf  
die Philosophie nicht geleyet habe. Die Philo-  
sophie hindert mich also an meinem Glücke, und  
diese wird es zu verantworten haben.

Bis hieher hatte die Klage unseres Memo-  
riophilus gewähret, und die Gesellschaft be-  
zeigte ihm ihr Mitleiden und ihren Beyfall.  
Sonderlich Frau Superflug sagte: Sie haben  
recht, mein Herr! Seitdem die Philosophie in  
der Welt aufgekommen ist, hält man nichts  
mehr von Gespenstern; die Sonne soll nicht  
mehr am Himmel laufen, sondern die Welt soll  
sich herumdrehen. Welche abgeschmackte Mei-  
nungen der Philosophen! Wohl, Frau Super-  
flug, versetzte Herr Kleinwig, man will heut zu  
Tage alles beweisen. Es ist unvernünftig,  
daß man nicht genug hat, wenn man die Dinge  
vor leiblichen Augen sieht: man will auch in  
das Innere derselben hineindringen. Der Hoch-  
muth verleitet die Philosophen zu solchen Aus-  
schweifungen. Man will kein Mensch mehr  
seyn. Wir sind ja alle Kreaturen, wie die  
andern

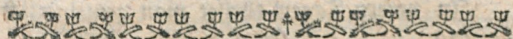
---

andern Kreaturen auch; nur ist dieses der Unterschied, daß wir reden, gehen, und eine andere Seele als die unvernünftige Thiere haben. Die Zeit kam herbey, welche die Gesellschaft trennte, und mit dieser erlangte die Philosophie auch ihre Ruhe wieder.

So verfolget man die Philosophie, da sie doch, wenn sie in ihren Schranken bleibet und ohne Vorurtheil betrachtet wird, ein Leitfaden zu den erhabensten Wahrheiten ist. Ich werde mich mit diesen Gedanken, weil sie sehr angenehm sind, im folgenden Stücke noch etwas beschäftigen.

---





### Drey und vierzigstes Stück.

Die Hauptklage, welche viele Menschen wider die Philosophie, mit vielem Seufzen begleitet, aussprechen, ist diese: Ach! die Philosophie ist eine Wissenschaft, welche zum großen Nachtheil der Theologie unter den Gelehrten entreißt. Wenn man nun diesen Einwurf vernünftig überdenket, so ist er ein solcher Einwurf, der, wenn er gegründet ist, gewiß der Philosophie zu keiner Ehre gereichet. Die Theologie, oder die Erkenntniß Gottes nach dem Grunde des Glaubens, welcher Glaubensgrund einzig und allein die heilige Schrift ist, ist allerdings derjenige Gegenstand, der unter den Menschen die größte Hochachtung und Ehrfurcht verdienet, und rechtschaffene Gemüther haben die gerechteste Ursache, die Philosophie zu meiden, wenn sie Dinge in sich begreift, die der Theologie zuwider sind.

In

In unsern Tagen theilet man gemeinlich die Disciplinen der Philosophie in die Logik, Moral, Physik und Metaphysik ein. Das Wort, Philosophie, so aus dem Griechischen herkömmt, und auf Deutsch: Liebe zur Weisheit, übersezet werden kann, nöthiget mich, die Sache etwas genauer zu betrachten; ich will aber nur bey der Logik, oder der Vernunftlehre, stehen bleiben, damit ich die Aufmerksamkeit der Leser nicht ermüde.

Diese Untersuchung: ob die Philosophie der Theologie schädlich sey? ist ein Gegenstand, der nach meiner Einsicht sehr wohl eine kurze Abhandlung verdienet; denn ich kann noch nicht einsehen, wie eine Wissenschaft, welche den Ursprung und die Eigenschaften der Dinge entwickelt, derjenigen Lehre soll entgegen stehen, die von dem Schöpfer aller möglichen Gegenstände handelt. Ich meyne vielmehr, die Lehre von Gott, wenn wir sie mit der christlichen Philosophie verknüpfen, denn von der heidnischen Philosophie ist hier die Rede nicht, wird uns recht ehrwürdig, und unsere Begierde, dasjenige höchste Wesen zu erkennen, welches allen Dingen

Dingen ihre Wirklichkeit gegeben hat, wird alsdenn desto stärker, wenn wir von den Geschöpfen zu dem gütigen und gnädigen, zu dem großen Schöpfer geleitet werden. Man betrachte nur mit Nachsinn Sonn und Mond, die Welt mit ihren Geschöpfen, ihren weisen Bau und Einrichtung, das Meer und das unzählbare Gewimmel der Fische so in selbigem lebet, benebst dem wunderbaren Lauf der Wasser: so werden wir schon so viel daraus abnehmen können, wie nothwendig es sey, die Dinge, die um uns her sind, aufmerksam zu betrachten, wenn wir uns einen fürtrefflichen Begriff von demjenigen bilden wollen, der aller Dinge Urquell ist, der die ganze Welt in einer so fürtrefflichen Ordnung erhält, und alles so weislich ernähret.

Dies ist gewiß ein großer Vorzug nicht nur eines Gottesgelehrten, sondern eines jeden Menschen, der Gott erkennen will, wenn er sich deutliche Begriffe von dem höchsten Wesen, so viel es der menschlichen Schwachheit möglich ist, bildet; wenn er die vollkommenen Eigenschaften des vollkommenen Beherrschers der Himmel und der Welt erkennet.

Aaa

D

O Mensch, kannst du wohl Gott ermessen?  
 Mußt du nicht schwindelnd dich vergessen,  
 Wenn sich dein Geist zu Dem erhebt,  
 Des Hoheit herrlich ohne Grenzen,  
 Und der im reinsten Lichte lebt,  
 Wo Stralen heiligen Prachtes glänzen?

Den Grund der Wesen aller Dinge  
 In seiner Größe einzusehn,  
 Ist Endlichkeit weit zu geringe;  
 Wie könnte dieß von ihr geschehn?  
 Wer kann sich hier im Denken finden,  
 Dich, Gott! mit dem Verstand ergründen?  
 Wie unbegreiflich ist der Geist,  
 Der alles Seyn aus Nichts gewinket?  
 Es wird, so bald ers werden heist,  
 Da, wenn er will, es sterbend sinket.

Es ist gewiß, wir mögen noch so tiefkönnige  
 Philosophen seyn, als wir immer wollen, so blei-  
 bet uns die Weisheit und alle Vollkommenhei-  
 ten unsers Gottes doch noch eine unergründ-  
 liche Tiefe.

Die Gottheit strahlt aus weiter Ferne  
 Durch die gemahlte blaue Sphär.  
 Wie glänzen die unzählgen Sterne,  
 Wenn sich ihr schöngesplanztes Heer  
 An den gewölbten Himmel heftet,  
 Und menschlich Sehen ganz entkräftet!

Hier

Hier wird der Zweifler überzeugt,  
 Wie ihre Zahl nicht zu erfinden,  
 Die Menschlichkeit weit übersteigt:  
 So seyest du, Gott, nicht zu ergründen.

Aber! warum hat uns denn eben dieser vollkommene Gott eine vernünftige menschliche Seele gegeben? Warum haben wir eine Kraft zu denken empfangen? Warum kann der Mensch Dinge einsehen? Warum kann er das Eingesehene beurtheilen und überlegen? Warum haben wir als lebendige Personen Leib und Seele, Verstand und Willen? Sollte uns wohl ein so vollkommner Gott, wie unser Gott ist, dieses alles umsonst mitgetheilet haben? Ich kann dieses mit den herrlichen Eigenschaften desjenigen, der uns mit diesen Gaben ausgerüstet hat, nicht vereinigen. Ich meyne vielmehr überzeugt zu seyn, unsere Seelenkräfte sind uns darum anerschaffen, daß wir damit demjenigen erkennen sollen, der durch seine Vollkommenheiten unser ewiges Wohl zu befördern beschloßen hat.

Man mache sich einmal deutliche Begriffe von den Vollkommenheiten Gottes. Ich verstehe hierdurch solche deutliche Begriffe, welche nach demjenigen Gegenstand, von dem ich hier

rede, möglich sind. Welch ein unerschöpfliches Meer der edelsten Eigenschaften wird unser Verstand nicht erblicken? Ehrfurcht und Demuth werden ihn begleiten. Unser Gemüthe wird gleichsam erstaunend in die Tiefe der Gottheit hinabsehen, und in dem Hinabsehen wird unser Geist begierig werden, dieses vollkommenste Wesen immer mehr und mehr zu erkennen, und dieses ist die Ursache, warum sich Leib und Seele der Christen in dem lebendigen Gott freuen.

Zu solchen Vorstellungen leitet uns die Vernunftlehre des christlichen Philosophen. Diese lehret uns die Wege, die Wahrheiten zu erfinden. Die Logik giebt uns die Mittel an die Hand, die Gegenstände, die sich unsern Augen darstellen, deutlich einzusehen, sie lehret uns Ueberlegungen über diese Dinge anzustellen, und verhütet, daß unsere Vernunft nicht aus ihrer Ordnung auf Irrwege gerathe, noch weniger sich über die heilige Schrift etwa zu überheben unterstehe.

Wir mögen also Gott aus seinen Werken erkennen wollen; oder aus der heiligen Schrift dasjenige erlernen wollen, was wir von dem höchsten

höchsten Wesen zu wissen nöthig haben: so ist uns die Vernunftlehre zu einer Führerin gegeben. Ich will zwar nicht läugnen, daß eine höhere Kraft demjenigen beystehe, dem es ein wahrer Ernst ist, Gott zu erkennen. Aber ich weiß auch, daß die dritte hochgelobte Person in der Gottheit den Verstand eines Menschen erleuchten könne. Das heißt aber nichts anders, als die Erkenntnißkräfte des Menschen unterstützen, von dem, was göttlich ist, besser und deutlicher denken zu können; denn es muß alles äußerlich und mündlich seyn, damit man es mittelbar mit den Sinnen fassen könne.

Sollte aber die Art, wie wir diese Wahrheiten gedenken, eine andre seyn als diese, welche eine gesunde Vernunftlehre vorschreibet, die von allen ehemaligen heidnischen Irrthümern gereinigt ist? Deswegen warnete dort ein Paulus seine Zuhörer vor der unlautern heidnischen Philosophie, aber diese Irrthümer sind längst widerleget und untergegangen.

Die Auslegungskunst der heiligen Schrift lehret ja selbst keine andere Regeln, als welche auf die Regeln der Vernunftlehre gegründet sind. Man betrachte einen Ausspruch der heili-

---

gen Schrift; man mache sich von den Worten desselben deutliche Begriffe; man untersuche ihren Zusammenhang. Welch einen Schatz werden wir da nicht finden? den wir gewiß unwissend hätten entbehren müssen, wenn uns nicht die Regeln bekannt wären, deutliche Begriffe von Dingen zu bilden, und deren Zusammenhang einzusehen. Oeffentliche Lehrer sollen die Kunst verstehen, den Verstand der göttlichen Wahrheiten aus deutlichen Begriffen einzusehen und sie nach ihrer deutlichen Erkenntniß ihren Zuhörern vor Augen zu stellen. Dieses, meyne ich, ist eine der Hauptabsichten, warum öffentliche Lehrer aufstehen und dem Volk die göttlichen Lehren fürtragen. Bey der heiligen Schrift muß man sehr vieles durch Denken und Schlüsse den Zuhörern deutlich machen. Ich breche diesesmal von diesen mir so angenehmen Gedanken ab, um meine Leser nicht zu ermüden, und sage nur noch dieses: daß wenn die Philosophie sich nicht über die heilige Schrift erhebt, sie der Theologie nicht nachtheilig wird.

---





### Vier und vierzigstes Stück.

**I**ch habe mir fürgenommen, in diesem Stücke kürzlich durch ein Exempel zu beweisen, daß Verdruß und Elend den Menschen nützlich ist. Mancher Mensch hat seine erlangte Glückseligkeit seinem Unglück zu danken.

Jener Kaufmannssohn bekam durch seines Vaters Tod einen Reichthum von etlichen Millionen. Sobald er Herr dieses großen Vermögens war, so verließ er die Handlung und wurde für sein Geld ein Baron ohne Land. Niemals wurde er anders durch die Strassen der Stadt, als in einer prächtigen Staatskutsche, gefahren, in welcher er sich mehr brüstete, als die vier stolzen Pferde, die ihn zogen. Er hatte ein Gefolg von Läufern und Heyducken, der Menge seiner Bedienten jetzt nicht zu gedenken. Er hielt alle Tage offene Tafel, und führte sich nicht schlechter als ein Fürst auf.

In diesem Stand kannte er keinen von seinen alten redlichen Freunden mehr; und daß ich es kurz sage, er vergaß Gottes, der Religion, der wahren Nothleidenden, er vergaß seiner selbst. Er genoß diese Glückseligkeit nicht lange, als er die Nachricht erhielt, daß sein reicher Banquier, bey dem er sein größtes Vermögen liegen hatte, banquerott gespielet hätte. Er büßte also durch diesen Zufall sein Vermögen ein, und befand sich jetzt in noch weit geringern Umständen, als vor seiner erhaltenen Erbschaft. So eine wichtige Veränderung seiner äußerlichen Glücksumstände veränderte auch sehr sein Gemüthe. Er suchte wieder seine alten redlichen Bekannten und ihre aufrichtige Freundschaft; er diente ihnen, wo sich eine Gelegenheit zeigte; er erhielt auch durch seine Demuth die Gunst und Bewogenheit derjenigen, welche er in seinem prächtigen Stande nie anders als mit verächtlichen Mienen ansah. Er wurde tugendhafter, er lernte nunmehr, daß auch Reichthum ein flüchtiges und vergänglichendes Gut ist, und er widmete sich jetzt mehr als vorhin dem Dienste Gottes. Eine ungestalte Bauerhütte, mit vergnügtem Herzen bewohnt, war ihm nun lieber, als ein prächtiges

prächtiger Palast, in welchem man mit Mißvergnügen seine Tage zubringt. Sein tägliches Sinngebicht war dieses:

Nich wird kein Zorn und kein Gericht,  
 Auch selbst des Himmels Fall, nicht schrecken  
 In deiner Macht, Herr Jesu Christ;  
 Ich glaub an dich, verstoß mich nicht,  
 Mein Heiland, Schutz und Retter.  
 In deiner Hand steht das Gericht,  
 Der Erden Untergang, und aller Himmel Ende.  
 Vergeht die Welt, was schadet mirs,  
 Wo du bleibst, Herr, da bleib auch ich,  
 Sie ist kein Ort, und hat kein Haus zum  
 Bleiben,  
 Was in ihr leht, das eilt davon  
 Und muß von seiner Stätte,  
 Sie selbst zulezt, daß Raum und Platz  
 Für beste Dinge werde.  
 Ihr Guth und was sie Schätze nennt,  
 Ist Dampf, den sich der Mensch  
 Mit allzuviel, und oft mit böser Müh erwirbet;  
 Ihr Reichthum Rauch, ihr Gold und Silber  
 Erbe;  
 Ihr bester Stein, der edel heißt,  
 Ist harter Roth, den Menschen mühsam glän-  
 zend machen,  
 Und ihrer großen Häuser Bau, den sie Paläste  
 nennt,  
 Ist Leim und Sand. Die Erde wankt:

A a s

So

So stürzt der beste Bau zusammen.  
 Weg Dampf und Rauch, weg Erd und Roth,  
 Weg Leim und Sand, fahr hin, o Welt,  
 Hier ist für mich kein Guth,  
 Kein Schatz und Geld, kein Reichthum, Haus  
 und Erbe.  
 In jener Welt, wenn diese fällt,  
 Sey dir, Herr Jesu Christ, wo du regierst,  
 Da ist mein Theil, mein Königreich,  
 Da will ich gnug, da will ich alles erben.

So wirkete also sein Elend bey ihm weit  
 herrlichere Früchte, als sein schimmerndes Glück  
 wenn anders dieses ein Elend zu nennen ist,  
 welches vollkommene und ewig daurende Güter  
 verschafft.

Haben nun die Menschen Ursache, wider ihr  
 widriges Schicksal zu murren und zu zürnen,  
 wenn sie dadurch vollkommner werden? Nein,  
 ganz und gar nicht. Man untersuche alle mög-  
 liche Arten des Elends und Verdrusses, auch  
 der schmerzlichen Armuth, worin die Menschen  
 gerathen können; jedes wird zu ihrem wahren  
 Wohl, zu ihrer ewigen Glückseligkeit abzielen.  
 Sollte

Sollte man nicht die züchtigende Hand des gü-  
 tigen Vaters küssen, welcher uns nur deswegen  
 dieselbe fühlen läßt, damit wir dadurch gebes-  
 fert und zu allem Guten geschickter werden?  
 Müßte man nicht die allweise Vorsicht einer  
 Ungerechtigkeit beschuldigen, wenn man bey sich  
 dächte, daß sie nur, um uns zu quälen, Elend  
 und Noth zuschickte? Nein, keinesweges. Die-  
 ses ist gewiß ihre vornehmste Absicht, dabey un-  
 sere Geduld zu prüfen, und uns standhaft und  
 gelassen auch in widerwärtigen Tagen zu ma-  
 chen, den Umsturz unsers Glücks mit gelas-  
 senem Gemüthe zu betrachten. Ein Vernünfti-  
 ger, ich muß mehr sagen, ein gläubiger Christ,  
 nimmt also die Widerwärtigkeiten, auch Krank-  
 heit und Tod, als ein liebes Geschenk von der  
 väterlichen Hand Gottes an, und denkt auch im  
 Unglück edel, und bleibt auch im Unglück groß  
 und bewundernswürdig. Der Weise spricht in  
 seinen trüben und widrigen Tagen:

Aus der Tugend fließt der wahre Friede,  
 Wollust eckelt, Reichthum macht uns müde,  
 Kronen brücken, Ehre blendt nicht immer;  
 Tugend fehlt nimmer.

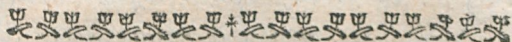
Sehts

Geh's mir nicht allzeit nach meinem Willen,  
So will ich mich ganz in mich verhüllen,  
Einen Weisen kleidet Leid wie Freude;  
Tugend zielt beyde.

Swar der Weise wählt nicht sein Geschicke;  
Doch er wendet Elend selbst zum Glücke;  
Fällt der Himmel, er kann Weise decken;  
Über nicht schrecken.



Meine



## Meine Zufriedenheit.

---

**M**an geize nur nach hohem Stand,  
 Nach Titeln, schwanger an Beschwerden.  
 Was hilft mir solch ein Glück auf Erden?  
 Ein ruhig Amt im Vaterland,  
 Dabey gemäß nach meinem Stand  
 Und nur erträglich an Beschwerden,  
 Soll dieses mir zu Theil einst werden:  
 So hab ich dann den höchsten Stand.

Ich laß dem Geizhals dieses Glück,  
 Angstvoll bey seinem Geld zu wachen.  
 Kann mich der Reichthum freudig machen?  
 Nein! den erseufz ich nie, Geschick!  
 Der Reichthum ist ein irdisch Glück.  
 Ich mag nicht schlaflos Nächte wachen,  
 Bey Güthern, die zufrieden machen,  
 O, da sind ich mein schönstes Glück.

Ich göttte Großen den Palast,  
 Um den die Sorgen zahlreich fliegen.  
 Wie sollt mich so ein Wunsch bestiegen?  
 O! gern entbehr ich diese Last.  
 Ich weiß ja jetzt von keinem Praß,  
 Und was ich seh, macht mir Vergnügen.  
 Wie sollt ich mich nun selbst betrügen?  
 Jetzt leb ich ja in stiller Raß.

Der Eitle such nur seine Lust  
 In Westen, reich von Gold und Seide.  
 Steckt doch oft in dem schönsten Kleide  
 Die schlimmste Neigung in der Brust.  
 Ich gönn ihm diese schmöde Lust.  
 Vielleicht fühl ich in meinem Kleide,  
 Obs gleich von Gold nicht rauscht, mehr Freude,  
 Als er bey seinen Westen Lust.

Kapin such nur im Müßiggang  
 Des Lebens süße Ruh zu fühlen.  
 Mein Wunsch wird dieses nie erzielen!  
 Das Müßiggehn wär mir ein Zwang.  
 Ein Buch reizt mich, statt Müßiggang.  
 Und sollt ich selbst auch Kräfte fühlen,  
 Pfleg ich ein zärtlich Lied zu spielen,  
 O! dann wird mir die Zeit nicht lang.

Das



Das wär mir auch schon zum Verdruß,  
Sollt ich stets in Gesellschaft leben,  
Wo man um andre sich bestreben,  
Sich beugen und verstellen muß.  
Doch dann und wann bey Wein und Kus  
Mit Freunden in Gesellschaft leben,  
Die nur der Freundschaft Werth erheben:  
So fühl ich meiner Zeit Genuß.

Dem Lüßling mag die goldne Zeit  
Bey wilden Mädchen schnell verfließen,  
Nie wird mein Beyfall ihn begrüßen;  
Er liebt ja nicht aus Zärtlichkeit.  
Mein Herz ist Phyllis nur geweiht,  
Und wenn wir zärtlich uns umschließen,  
Und treu umarmt uns liebeich küssen,  
Dann fühl ich recht die goldne Zeit.

Nur brenne nur für Freundschaftsblut:  
Wer weiß, ob auch aus reinen Trieben  
Ihn seine Freunde zärtlich lieben?  
Und ob er nicht zum Schein so thut?  
Für Strenghon wallt allein mein Blut.  
Wir lieben uns aus ächten Trieben,  
Und seit wir uns so zärtlich lieben,  
Empfinden wir stets stärkere Blut.

Ein

Ein Greisenalter flieh ich nie,  
Doch auch den Tod nicht in der Jugend.  
Dem Himmel übergiebts die Jugend,  
Und dieser wacht und sergt für sie.  
Geschick! entzieh mir diese nie!  
Hab ich in meiner frohen Jugend  
Und auch als Greis ein Herz voll Tugend;  
Dann kommt mir nie der Tod zu früh.

Und wird mir auch mein Wunsch erfüllt;  
Erzeigt man mir todt keine Ehren.  
Kein Redner soll mein Lob vermehren;  
Kein Dichter, der den Tod dann wild  
Und grausam, hart und boshaft schilt.  
O! meine allergrößten Ehren  
Sind meines Freundes milde Zähren,  
Die treu sein Herz aus Wehmuth quillt.



W18

ULB Halle  
007 215 606

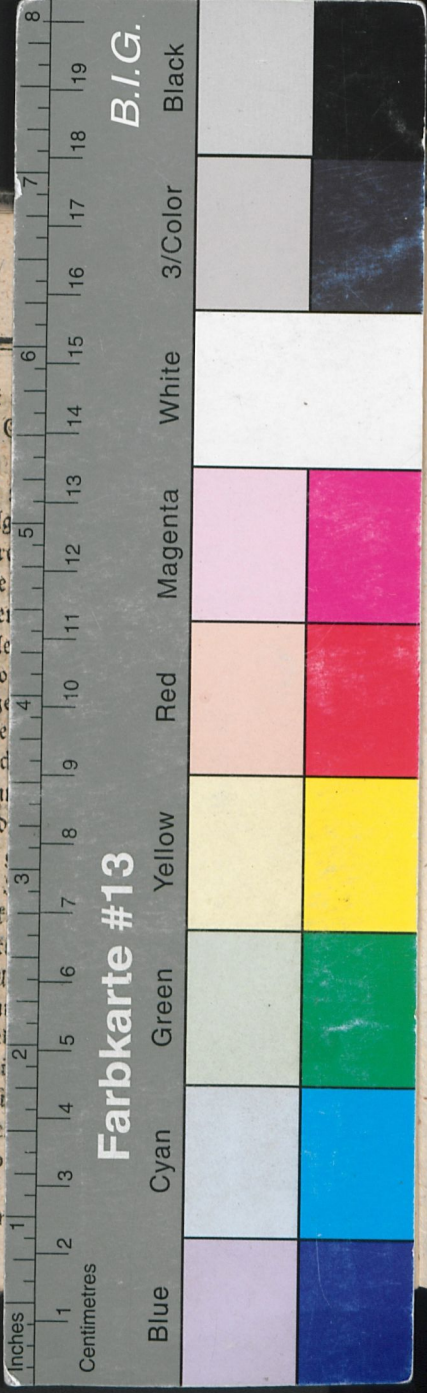
3



7







Farbkarte #13

B.I.G.

2

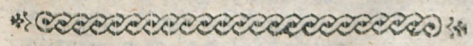
Der  
Englische Greis,

von \*\*\*



\*\*\*\*\*

Filfter Theil.



Hamburg, 1767.

